Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 200 (1921)

Artikel: Des Kalendermanns Weltumschau
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-374622

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die vier neuen Bundesräte. 1) Dr. H. Haeberlin, 2) Dr. Ernst Chuard, 3) Karl Scheurer, 4) J. M. Musy.

Des Kalendermanns Weltumschau.

Die erste Pflicht des Kalendermanns besteht diesmal in einem aufrichtigen Glückwunsch an ein Geburtstagskind, den „Appenzeller Kalender". Er tritt nun sein 200. Jahr an. Vor solchem Alter wird uns ganz ehrfürchtig zu Mute. In den Jugendjahren des Kalenders da regierte in Preußen Friedrich der Große, in Oesterreich die Kaiserin Maria Theresia, in Frankreich der Mätressenheld Ludwig XV.; die Vereinigten Staaten von Amerika standen noch unter englischer Herrschaft; ein Großteil von Amerika, von Afrika, von Asien und Australien war noch „unerschlossene" Erde. Und was hat der Appenzeller Kalender nicht alles seither miterleben müssen? Die große französische Revolution und ihr Schreckensregiment in Frankreich, die Zeit Napoleons I., den Zusammenbruch des alten Deutschland, die hl. Allianz, dann wieder die Revolutionszeit der 40er Jahre des letzten Jahrhunderts, die Zeiten Napoleons III., sein Sturz, die Wiedergeburt des Deutschen Reiches, die Erstehung des geeinten Italiens, den Eintritt der Vereinigten Staaten von Amerika und Japans in den Kreis der Weltmächte und vieles andere mehr. Friedliche Zeiten wechselten mit blutigen, geordnete mit revolutionären, Zeiten der Hungersnöte mit gesegneten, Zeiten großer Sterben bei Menschen und Vieh mit normalen: heute eine klagende und trauernde Menschheit, morgen eine jauchzende und jubelnde in ewigem Wechsel.

Und wie ganz anders ist es seither in der Kulturwelt geworden! Lesen und Schreiben konnte damals nur eine Minderheit; Zeitungen gab es nur spärlich und in magerer Ausstattung. Das Postwesen steckte noch in den Kinderschuhen. Für den Verkehr gab es nur vereinzelte Heeresstraßen und diese noch vielfach in schlechtem Zustande. Eisenbahnen und Dampfschiffe, Velo und Auto waren noch ungeahnte Dinge, so ungeahnt wie elektrisches und Gaslicht, ja Petroleumlicht, so ungeahnt wie Telegraph und Telephon, wie Spinn-, Web- und Stickmaschine, wie Mäh- und Dreschmaschine. Von Steinkohlenfeuerung, von amerikanischem Weizen, von amerikanischer Baumwolle und Kakao wußte man nichts; Tabak und selbst Kartoffeln waren noch mit Mißtrauen betrachtete Dinge: der Gebrauch von Regenschirmen und Taschentüchern eine Seltenheit, Bettmatrazen unbekannt. Es war so ganz anders als jetzt, daß wir uns kaum eine Vorstellung machen. Zu allen Zeiten hat aber der Appenzeller Kalender glückliche und zufriedene Menschen getroffen neben unglücklichen und unzufriedenen, wackere und brave neben andern, gescheite und dumme. Und wenn er vor 150 und mehr Jahren in die Dörfer kam, dann war es ein großes Ereignis. Die Nachbarn liefen zusammen und bestürmten denjenigen, der den Kalender besaß, mit hundert Fragen über den Inhalt. Der Kalender war der Ratgeber und Unterrichter in hundert und hundert Dingen. Rechnen wir nun, daß der Kalender in den 200 Jahren von Millionen Menschen gelesen und geschätzt worden ist, dann sehen wir ein ganzes, großes Volk um ihn geschart und es beschleicht uns wie Ehrfurcht vor ihm. Wenn man weiter daran denkt, daß es Familien gibt, bei denen seit 200 Jahren der Appenzeller Kalender Jahr um Jahr willkommener Gast und Hausfreund war, so darf seinen Verleger ein Gefühl der Ehrfurcht anwandeln. Es ist etwas Schönes und Großes, ein bereits zweihundertjähriges Volks- und Familienwerk fortzuerhalten und in der Forterhaltung stets auf der vollen Höhe der fortschreitenden Zeit zu halten. Ein Volks- und Familienwerk, ein Volks- und Familienfreund guter Appenzeller- und Schweizerart ist der Appenzeller Kalender stets gewesen und immer hat er sich auf der Höhe gehalten. Dafür sei ihm auch unser Glückwunsch dargebracht, ihm und seinem wackeren Verleger, und zugleich der Wunsch, daß es auch in allen kommenden Zeiten so bleiben möge. Wer 200

Jahre zu leben verstand, der kann auch weitere 200 Jahre erleben, mag kommen was will, wenn er Zeit und Aufgabe versteht. Der Herrgott helfe dem Appenzeller Kalender, der stets ein christlicher Kalender war, dazu.

*

Jetzt soll aber die Weltumschau in ihre Rechte treten. Bei der heutigen Weltlage graut dem Kalendermann zwar davor, noch mehr als seinen Vorgängern beim 7jährigen Krieg, beim Blutbade der französischen Revolution und den Kriegsstürmen in der Zeit Napoleons I. Denn es sieht wahrhaftig immer noch tieftraurig in einem Großteil der Welt aus, und wohin man blickt, grinst Not und Auflehnung und Unordnung entgegen.

Der Bolschewismus schwingt noch immer seine fürchterliche Geisel über mehr als 200 Millionen Menschen. Scheinen auch seinem Siegeszuge nach Mitteleuropa und Westeuropa die Flügel gebrochen zu sein, in Rußland, in Nord-, in Nordost- und Mittelasien triumphiert er noch immer und breitet sein eisernes Joch über die Völker, macht ganze Länder zu Friedhöfen, zerstört alle Ordnung und Gesetzlichkeit, mordet und sengt, martert und quält, und in seinem Gefolge marschieren namenloses Elend, die Hungersnot und die Pest. So sieht es in Rußland aus, so in der einst so blühenden, fast überreichen Ukraine, wo überall die Zustände aller und jeder Beschreibung spotten. Die sozialrevolutionären Bolschewiken haben dem Volke den Himmel auf Erden versprochen; statt dessen haben sie ihm die grauenhafteste und grausamste Hölle gebracht, vor allem auch den Arbeitern. Sie haben geprahlt, dem Lande eine ungeahnte Zivilisation und Kultur zu bescheren und haben ihm eine bestialische Barbarei gegeben. Man fragt, ob sich die Leute denn nicht gegen all' das Furchtbare, gegen alle die Scheußlichkeiten und Schändlichkeiten auflehnen. Aber die es tun könnten, sind alle gemordet, eingekerkert, flüchtig oder eingeschüchterte Bettler geworden. Die Anzeichen beginnen sich zwar zu mehren, daß auch in Rußland die finstere Herrschaft der Bolschewiken zu wanken und daß der Auflösungs- und Verwesungsprozeß in seine Endstadien zu treten beginnt, aber noch weiß der Bolschewismus sich militärisch zu halten. Er schleppt aus den an Menschen schier unerschöpflichen Ländern Asiens immer neue Reserven herbei, füllt damit seine Armeen auf und zwingt diese unter den Bann einer eisernen Disziplin, noch viel eiserner als im zarischen Rußland. Vor dem Weltkriege hatte man dieses vielfach als den Schrecken aller Schrecken betrachtet. Heute möchte man es für eine paradiesische Regierungsform halten gegenüber dem, was der Bolschewismus in noch nicht zwei Jahren geleistet und verbrochen, zerstört und geschändet hat. Man sollte meinen, daß angesichts aller dieser Schandtaten auch der verbissenste Sozialdemokrat in Mittel- und Westeuropa genug vom Bolschewismus hätte und sich mit Entsetzen von ihm abwendete. Dem ist aber nicht so. Wie eine schleichende Pest erfaßt er sozialistische Arbeiterbestände in Mittel- und Westeuropa, die wähnen, in der Lenin-Trotzki-Internationale, in der sogenannten dritten Internationale das Heil der Völker zu finden. Es ist auch nicht zu leugnen, daß der Bolschewismus wieder zur akuten Gefahr für Mitteleuropa würde, wenn im ausgebrochenen Krieg zwischen Polen und dem bolschewistischen Rußland dieses letztere siegte. Es hat weitausholende Pläne, hofft nach der Niederwerfung der Polen auf eine Verbrüderung mit dem alsdann revolutionären Deutschland, dessen Toren schon bolschewistische Armeen gegen Frankreich am Rhein aufrücken sehen. Die geängstigten Regierungen in Westeuropa zerbrechen sich längst die Köpfe, wie die bolschewistische Gefahr zu bannen sei, und finden nicht weisen Rat und wirksame Tat dagegen. Die Abhülfe kann nur aus der Arbeiterschaft selber kommen. Es scheint auch dort zu tagen. Auf dem Kongreß der christlichen Gewerkschaften im Haag in Holland ist Mitte Juni dieses Jahres eine christliche Arbeiterinternationale, oder die „weiße" gegenüber der „roten" gegründet worden. Sie vereinigt bereits 3½ Millionen Mitglieder und wird binnen kurzem 5 Millionen und mehr zählen. Ihr Ziel ist der rücksichtslose Kampf gegen die bolschewistischen und sozialrevolutionären Tendenzen in der Arbeiterschaft aller Länder und die Aufrechthaltung der altbewährten christlichen Grundsätze in der sozialen Menschenordnung und im Arbeitertum. Die Gutgesinnten aller Völker haben Grund, dieser „weißen Arbeiterinternationale" gut Glück auf ihren Lebensweg zu wünschen.

Stand Europa einerseits unter dem Banne des bolschewistischen Gespenstes, so anderseits unter demjenigen der Friedensverträge. Schon der letztjährige Appenzeller Kalender hatte den Vertrag von Versailles, d. h. den Friedensvertrag mit Deutschland sehr zutreffend kritisiert und auf die Gefahren aufmerksam gemacht, die er durch seine grausamen Härten in sich schließt. Seither sind auch die Friedensverträge mit Oesterreich, mit Ungarn und mit Bulgarien perfekt geworden, und derjenige mit der Türkei dürfte demnächst unterzeichnet werden. Sie gleichen dem von Versailles wie ein Ei dem anderen, sind ebenso reich an Härten und Unmöglichkeiten.

Für die unterlegenen Staaten wurden die Verträge zu einer neuen Quelle der Leiden, der Entmutigung und Verzweiflung, anderseits aber zur Ermutigung aller turbulenten und revolutionären Elemente. Kaum lassen sich einzelne Anzeichen einer leisen Besserung seit Eintritt des Waffenstillstandes in diesen Staaten konstatieren, dagegen unschwer Merkmale der Verschlechterung. In Deutschland und Oesterreich fressen Verelendung und Verbettelung noch weiter um sich und das Herz krampft sich im Leibe zusammen, wenn man daran denkt, was diese Länder noch vor 7 Jahren waren, wie blühend, wie reich, und nun sieht, was sie heute sind, ein Trümmerhaufen einstiger Schönheit und Kraft. In Deutschland machte sich die Verzweiflung von rechts und links Luft, von rechts im Putsch der Militaristen, im sogenannten Kapp-Putsch, von links im großen Arbeiteraufstand im Ruhrrevier. Die Regierung, die sich fortwährend zwischen Hammer und Ambos sah, schritt zur Neuwahl der Nationalversammlung, um eine

klare Lage zu schaffen. Die Wahlen brachten aber eine nur noch unklarere. Sie endeten mit einem starken Anwachsen der extremen Richtungen rechts und links und einer ebenso starken Niederlage der Regierungssozialisten und bürgerlichen Mittelparteien, bis auf das katholische Zentrum, das seine Wählerbestände zu behaupten vermochte. Das Wahlresultat war so, daß die bisherige Regierung abtreten mußte, weil sie keine genügende Mehrheit mehr im neuen Parlamente fand, das überhaupt keiner Regierung eine stärkere Mehrheit bieten konnte und kann. Endlich kam nach viel Ach und Krach eine bürgerliche Regierung mit dem badischen Zentrumsführer Fehrenbach als Reichskanzler zustande. Wohl zählt sie wackere und tüchtige Männer, aber kein Mensch glaubt, daß sie auf längere Dauer sich halten kann. Der Umstand aber, daß der deutsche Norden immer mehr einem radikalen Revolutionarismus verfällt, stärkt die Trennungstendenzen im deutschen Süden. Es fehlt heute nicht an Leuten, die das Ende des Prozesses in einem Auseinanderfallen des Reiches in Süd und Nord und in der Annexion des linken Rheinufers durch Frankreich sehen. Hoffen wir, daß wenigstens diese Prüfungen dem armen deutschen Volke erspart bleiben. In Oesterreich hat sich die bisherige, zu 2/3 sozialistische und halbbolschewistische und zu 1/3 christlichsoziale Regierung glücklich zu Boden gewirtschaftet. Was jetzt kommen soll, ist noch völlig unklar. Oesterreich ist noch um Vieles übler daran als Deutschland, alles ist dort dunkel auf Jahre hinaus ohne jeglichen Lichtpunkt. — Etwas besser steht es in Ungarn, trotzdem auch dort Not und Elend aus allen Winkeln gucken. Aber die christlichen Bauern in Ungarn, katholische und protestantische Schulter an Schulter, waren noch Männer genug, das bolschewistische Mordbuben- und Schreckensregiment unter Bela Kun mit der Faust niederzuschlagen und den christlichen Staat wiederaufzurichten. Daß es dabei zu einzelnen wilden Racheakten gegen die bolschewistischen Missetaten der sogenannten „Leninbuben" in Ungarn kam, war bedauerlich, aber zu verstehen. Das Klagegeschrei über den „weißen Terror" in Ungarn war zum mindesten übertrieben. Dieser sogenannte weiße Terror war ein Kinderspiel gegen den unsäglichen Bela Kun-Greueln. Es ist übrigens charakteristisch, daß diese Scheusale mit wahrhaft satanischer Wollust jedes Gebot der Humanität und Zivilisation mit Füßen treten, für sich selber aber die „unveräußerlichen Rücksichten" dieser Menschlichkeit und Zivilisation reklamieren. — Bitter elend steht es auch in Bulgarien, das immer mehr vom Bolschewismus durchseucht wird, während in der Türkei nationalistische Militärs die Fahne des Aufruhrs gegen die Entente entrollt haben und gleichzeitig mit dem russischen Bolschewismus liebäugeln und in ihm einen Verbündeten zu hoffen finden. Dabei stecken alle diese Länder auch noch im tiefsten Valutaelend, das ihre Auspowerung vollendet.

Bewirkten die Friedensverträge derart nur neues Unheil in den unterlegenen Staaten, trotzdem sich diese bisher keine sonderliche Mühe gaben, sie auszuführen, so wurden sie mehr und mehr auch zu einer Quelle von Verlegenheiten, Verstimmungen und Uneinigkeiten unter den Siegern selber. Es fehlte in den letzten Monaten nicht an sehr spitzen Worten aus italienischem Munde an die französische, englische und amerikanische Adresse, aus französischem Munde an die englische und italienische und aus englischem Munde an die amerikanische; nur der schlaue Japaner bleibt von allen Seiten ungeschoren. Die Unstimmigkeiten entstanden teils wegen der Beute an Land und den auferlegten Kriegsentschädigungen, teils über die Art des Eintriebs der letzteren und aus den allgemeinen Enttäuschungen heraus über die Wirkungen des Friedens. Die Sieger erwarteten von ihm Erleichterungen und Entlastungen, gekommen sind aber nur Belastungen, vor allem für Italien und Frankreich, die durch den Krieg bis zum Umsinken erschöpft wurden. Es ist überaus bezeichnend, daß die Hauptmacher der Friedensverträge entweder von der politischen Schaubühne bereits verschwunden sind oder in Bälde von ihr verschwinden werden. Clemenceau hat sich nach seiner Niederlage als Kandidat für die Präsidentenwahl der französischen Republik ins Privatleben zurückziehen müssen; der italienische Ministerpräsident Orlando verlor desgleichen den Boden unter den Füßen; Wilson scheint alles Vertrauen bei Volk und Politikern in den Vereinigten Staaten eingebüßt zu haben, und es fehlt nicht an Anzeichen, daß auch der Stern von Lloyd George am Erbleichen ist. In den Namen Clemenceau, Lloyd George, Wilson und Orlando sind aber die Friedensverträge verkörpert.

In Frankreich ist Deschanel an die Stelle von Poincaré als Präsident der Republik getreten, und die Ministerpräsidentschaft hat der kluge Millerand, ein ehemaliger Sozialist, übernommen. Die große Sorge für den Staat ist, wie die durch den Krieg geschaffene ungeheure Finanzlast zu bewältigen sei, nachdem man auch in Frankreich einzusehen beginnt, daß der aus Deutschland erhoffte Milliardenregen für Jahr und Tag Illusion bleiben wird. Die Last aus Eigenem zu decken, ist trotz einer Steuerhochflut dem durch den Krieg so überaus hart mitgenommenen Lande fast unmöglich. Dazu kommt der tiefe Stand der französischen Valuta, kommt die Teuerung, kommen fortwährend Streiks und allgemeine Arbeitsunlust. Noch schlechter als in Frankreich schauen die Dinge in Italien aus: Die Valuta ist noch tiefer, Teuerung und Mangel sind noch größer, Generalstreiks und Arbeiterrevolten an der Tagesordnung. Im neuen Parlament sind Katholiken und Sozialisten als zwei fast gleich starke Gruppen eingezogen. Will eine Regierung bestehen, bedarf sie entweder der Gunst der einen oder der anderen dieser Gruppen, wobei ihr die Gunst der einen sofort die Feindschaft der anderen einträgt. Dieser Zustand hat schließlich dem Ministerpräsidenten Nitti trotz seiner hohen staatsmännischen Begabung das Regieren unmöglich gemacht und an seine Stelle wurde der alte Fuchs Giolitti berufen. Er hatte 1915 Italien vom Beitritt zum Weltkrieg abgemahnt und wurde dadurch der verhaßteste und geschmähteste Mann Italiens, für den kein Schimpf groß genug war. Heute steht er, der Deutschfreund, wieder an der Spitze der italienischen Re-

1) Bundesrat Ed. Müller †, Bern. 2) Buchdruckereibesitzer E. Zollikofer-Wirth †, St. Gallen. 3) Ständerat und Schultheiß Düring †, Luzern. 4) Nationalrat Dr. Feigenwinter †, Basel. 5) Nationalrat Alex. Seiler †, Zermatt. 6) Adolf Saurer †, Arbon. 7) Professor Dr. J. Dierauer †, St. Gallen. 8) Dr. Imhoof-Sulzer †, Winterthur. 9) Professor Dr. Adolf Frey †, Zürich.

gierung. Wie anders stünde Italien da, wenn es ihm 1915 gefolgt wäre; es würde das reichste und mächtigste Land in Europa sein. Wird aber Giolitti jetzt noch Italien retten können, d. h. retten vor einem sozialrevolutionären Regiment? — Am besten von den europäischen Kriegsmächten ist England daran, das Weltmacht wie noch nie ist. Sein Staatshaushalt ist bereits wieder konsolidiert, seine Valuta gut; aber auch in seinen Arbeitermassen gährt es und brodelt es, geht der Leninteufel um, und die irische Frage mit ihrer Sinfeiner-Revolution erweist sich mehr und mehr als Knochenfraß am Leibe Englands. In den Vereinigten Staaten von Amerika ist wieder die nüchterne Geschäftsstimmung eingekehrt. Man findet, daß die Kriegsbeteiligung Amerikas kein sonderlich gutes Geschäft war, will sich von Europa zurückziehen und den eigenen Angelegenheiten widmen. Diese gipfeln zurzeit in den Vorbereitungen zur Neuwahl des Präsidenten im Spätherbst, die sich diesmal zum besonders heißen Kampfe zwischen den beiden Hauptparteien, den Republikanern und Demokraten, gestalten wird. Die Republikaner haben bereits ihren Kandidaten in Gouverneur Harding bezeichnet, der als Repräsentant des alten Stockamerikanertums gilt. Der demokratische Kandidat ist der Senator Cox, der Gouverneur von Ohio, derjenige der Sozialisten Deebs. Der große Kampf wird sich zwischen Harding und Cox abspielen, wobei der letztere das Lager der Anhänger des Völkerbundes repräsentiert.

Nachdem wir gesehen haben, daß die Friedensverträge nicht einmal den Siegern, geschweige denn den Besiegten gut bekommen sind, darf es nicht wundern, daß auch auf Seite der ersteren der Ruf nach einer Revision derselben immer lauter erschallt. In England, Italien und den Vereinigten Staaten haben Regierungen und öffentliche Meinungen längst erkannt, daß die Wiederaufrichtung Deutschlands unendlich wichtiger als die Frage der Kriegsentschädigungen ist und daß ein bankrottes und ruiniertes Mitteleuropa nicht nur keine Kriegsentschädigungen leisten könnte, sondern totsicher auch ganz West- und Südeuropa in den Abgrund reißen würde. Wie gesagt, selbst in Frankreich fängt es in dieser Richtung zu dämmern an.

Die Erkenntnis vertieft sich überall, daß die herrschende Verworrenheit und das unselige Durcheinander, die wie Blei auf der Menschheit lasten, zu einer neuen Katastrophe führen müßten und daß es nur einen Ausweg daraus gibt: den Völkerbund. Bis er für die Völker das ist, was er sein soll, bedarf er freilich noch des Ausbaues, der Vertiefung und der Verallgemeinerung. Vor allem müssen auch die unterlegenen Staaten in denselben aufgenommen werden. Inzwischen festigt sich das Völkerbundswerk doch mehr und mehr. Mit Ausnahme der Vereinigten Staaten von Amerika, Sovietrußlands und der besiegten Staaten sind jetzt sozusagen alle auf dem ganzen Erdball dabei. Und der Völkerbund wird von jetzt an wohl eine ständige Rubrik in der Weltumschau des Appenzeller Kalenders bilden. Es ist auch ein eigenes Zusammentreffen, daß der Anfang mit der 200. Jahrfeier des Kalenders zusammenfällt.

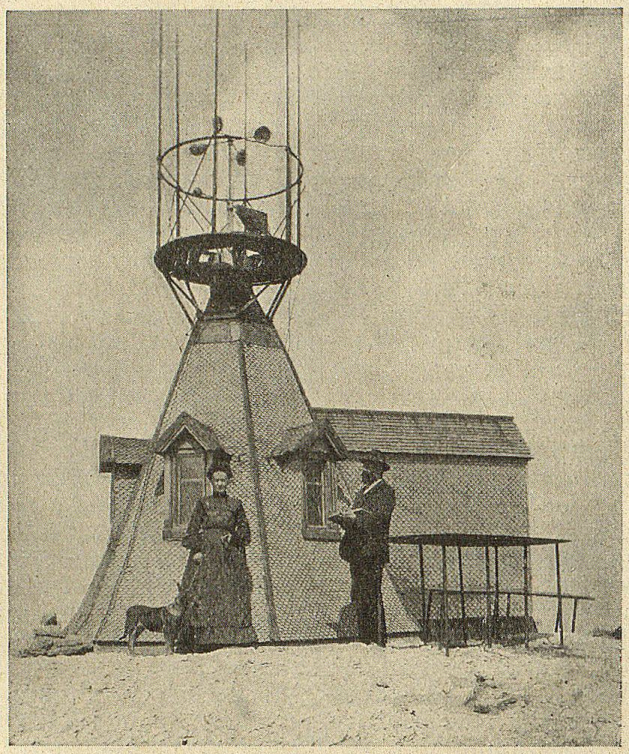
Damit ist der Kalendermann beim lieben Vaterland, beim Schweizerland, angelangt. Das Hauptereignis brachte der 16. Mai, an dem sich die Mehrheit des Volkes und eine knappe Mehrheit der Stände für den Beitritt der Schweiz zum Völkerbund entschieden. Ein heißer und teilweise leidenschaftlicher Kampf war der Abstimmung vorangegangen, und das Schweizervolk ging so zahlreich zur Urne wie noch nie. Nach gutem, altem Schweizerbrauch ist die Streitaxt nunmehr begraben. Auch einsichtige Gegner waren aller Ende froh, daß der Entscheid so und nicht anders ausfiel. Es zeigte sich erst nachher so recht, in welche unabsehbare Schwierigkeiten die Schweiz mit der Verwerfung des Beitrittes geraten wäre. Heute ist nochmals zu sagen, daß es töricht wäre, zu glauben, mit dem Beitritt zum Völkerbund hänge für die Schweiz der Himmel voller Geigen; im Gegenteil, es wird mehr denn eine Enttäuschung und Verdrießlichkeit absetzen, bis die Anfangsperiode mit ihren unausbleiblichen Kinderkrankheiten überwunden sein wird. Man muß jene Enttäuschungen, Verdrießlichkeiten und Lasten ertragen und überwinden; sie tragen einen schönen und großen Zukunftslohn im Schoße. Uebrigens ist nicht der Völkerbund in nächster Zeit die Hauptsorge unseres Landes, sondern die Finanzlage des Bundes. Durch den Krieg, die Teuerung und alles, was damit zusammenhängt, sind die Ausgaben des Bundes ins Riesige angewachsen. Der Posten für Gehalte und Löhne der Beamten, Angestellten und Arbeiter des Bundes allein beträgt einschließlich Bundesbahnen für 1920 rund 450 Millionen Franken. Die eidg. Verwaltungsrechnung für 1919 schließt mit 96 Millionen Defizit. Bis Ende 1920 bedarf der Bund noch 300 Millionen, um allen Verpflichtungen gerecht zu werden. Das sind Zahlen, vor denen man graut und die dem eidgenössischen Finanzminister Musy bittere Sorgen machen. Das Schweizervolk wird eine Reihe von Jahren schwere Opfer bringen müssen, bis das Gleichgewicht im Staatshaushalt auch nur einigermaßen wiederhergestellt ist, dies umso mehr, als auch noch große Neuausgaben, wie für die Alters- und Invalidenversicherung, in Sicht sind. Das Schweizervolk hat aber immer noch den Trost, daß die ihm zugemuteten Opfer verhältnismäßig klein sind gegenüber jenen, die auf den kriegführenden Völkern, auf den siegreichen wie auf den besiegten, auf Menschenalter hinaus lasten werden. Mißlich ist, daß die Valutaverhältnisse große Verluste an schweizerischen Vermögen in Gefolge hatten und daß der hohe Zinsfuß alte solide Vermögen in Wertpapieren wesentlich gekürzt hat. Solche Einbußen, die in viele Hunderte Millionen gehen, können nur durch stramme Arbeit bei gleichzeitiger mehrerer Einfachheit in der Lebenshaltung nach und nach wieder ausgeglichen werden. Unter den Verhältnissen, wie sie walten, ist es ein doppelter Gottessegen, daß uns auch dies Jahr wieder ein gutes landwirtschaftliches Jahr beschieden ist, nunmehr das 6. in ununterbrochener Reihenfolge. Letzten Herbst wählte das Schweizervolk zum erstenmal den Nationalrat nach Proporz. Er hatte eine starke Umwandlung des Rates im Gefolge, indem die radikal-demokratische Gruppe ihre

bisherige Mehrheit, die sie im Volke längst nicht mehr besaß, einbüßte. Gewählt wurden 61 Radikale, 28 Bauernparteiler (neue Gruppe), 9 Liberale (Zentrum), 41 Katholisch-Konservative, 6 sozialpolitische Gruppe, 2 Parteilose und 41 Sozialdemokraten. Auch diesen brachte das Wahlresultat eine Enttäuschung, hatten sie doch auf wenigstens 60 Sitze gehofft. Es mehren sich übrigens die Anzeichen, daß diese Partei überhaupt in das Zeichen des „Nidsigent" getreten ist. Die Bolschewiken-Gelüste eines Teils derselben haben ihr im Volke entschieden geschadet. Das Schweizervolk ist für derlei Abenteuer nicht zu haben. Der neue Nationalrat hat gleich in seiner ersten Sitzung im Dezember 1919 den Beweis einer löblichen Unabhängigkeit an den Tag gelegt, indem er bei der Ersatzwahl in den Bundesrat für den zurückgetretenen Herrn Decoppet, entgegen dem Vorschlag der Fraktionen, den Herrn Chuard, den Vertrauensmann der welschen Bauernsame, wählte. Neben Chuard wurden neu in den Bundesrat gewählt der Berner Scheurer und der Freiburger Musy, ebenfalls zwei überaus tüchtige Magistraten. Als dann Herr Bundesrat Calonder wegen schweren Leidens, das er sich infolge Überarbeit zugezogen hatte, zurücktrat, mußte eine 4. Neuwahl in den Bundesrat getroffen werden. Sie fiel auf den freisinnigen Nationalrat Rechtsanwalt Dr. Häberlin von Frauenfeld. Wie schon sein verstorbener Vater erfreute auch er sich eines größten Vertrauens von Seite seines Heimatkantons und einer ebenso angesehenen als einflußreichen Stellung im Rate der Nation. Auch mit ihm hat der Bundesrat eine ganz hervorragende neue Kraft in den besten Mannesjahren gewonnen. Würde er nicht angenommen haben, so würde die Wahl voraussichtlich auf den überaus tüchtigen Ständerat Baumann von Herisau gefallen sein. Mit den „Vier Neuen" ist der Bundesrat, der jetzt aus fünf Freisinnigen und zwei konservativen Katholiken besteht, wieder auf das Beste bestellt. Im Uebrigen zeigt sich, daß auch der neue Nationalrat mit Wasser kocht, wobei sich die Finanzschwierigkeiten des Bundes als heilsamer Zügel erweisen. Daß das Redefieber bei ihm entschieden noch größer als bei seinen Vorgängern ist, sei als Kinderkrankheit angerechnet, die sich ausheilt, aber auch ausheilen muß, soll unser Parlament nicht gelegentlich auf ein totes Geleise kommen. Im Ganzen aber waltet ein großer Segen über unserem Lande; es ist besser daran als alle anderen in Europa, viel besser als die meisten anderen. Wohl hat auch es seine ernsten Schwierigkeiten und Plagen. Aber bei auch nur einigem guten Willen allerseits lassen sich diese überwinden. Daß dieser allseitige gute Wille vorhanden sei, wachse und sich kräftige, das walte Gott.

*

Seit der letzten Kalenderumschau hat der Tod wieder manche Lücken in das Kader der „Wägsten und Besten" unseres lieben Vaterlandes gerissen. Daran ändert aller Wechsel der Zeit und der Verhältnisse nichts, und es bliebe auch so, wenn — was der Himmel verhüte — die Welt einmal bolschewistisch würde: jedes Land und jedes Volk braucht ein solches Kader; es ist sein Rückgrat, und je tüchtiger dieses ist, umso besser für Land und Volk. An erster Stelle gilt die Totenklage Bundesrat Dr. Ed. Müller, dem Nachfolger Karl Schenks im Bundesrate. Wie dieser so war auch Müller eine „urchige" Bernernatur. In seinen jüngeren Jahren war er ein politischer Feuerbrand, der gelegentlich der eigenen Partei zur Verlegenheit wurde. Damals holte er sich den Namen „der rote Müller". Aber aus dem jugendlichen Brausekopf wurde mehr und mehr ein ernster und tüchtiger Staatsmann. Als solcher bewährte er sich schon als Mitglied des Nationalrates, besonders aber als Mitglied unserer obersten Landesbehörde, in der er sich besonders als Chef des Eidg. Militärdepartements und als Chef des Justizdepartements auszeichnete. Wenn einst das eidgenössische Strafrecht Wirklichkeit geworden ist, wird unter den verdientesten Männern um dasselbe sein Name genannt werden. Bei Ausbruch des Weltkrieges war Müller bereits der Senior des Bundesrates, dessen reiche Erfahrung, dessen besonnenes Urteil und rückgratstarkes Wesen dem gesamten Kollegium wohl zu statten kam. Die fremden Diplomaten wußten, „der alte Müller forcht sich nicht". Er war noch ein Schweizer Magistrat und Patriot von altem Schlage. Wie allen Mitgliedern des Bundesrates brachte der Weltkrieg auch ihm ein Uebermaß von Arbeit und Sorge. Er hat die Last treu und mit Würde getragen, um nach Friedensschluß zusammenzubrechen. In Nationalrat Feigenwinter, Regierungsrat und Ständerat Düring und Nationalrat Dr. Seiler haben die eidgenössischen Räte, aber auch ihre Heimatkantone schwere Verluste erlitten. Feigenwinter war ein Menschenalter lang der Führer der Basler Katholiken, ein glühender Verteidiger der christlichen Weltanschauung und der Verfassungs- und Gesetzmäßigkeit in Staat und Gesellschaft, im Volk und im Parlament. Mit einem reichen sozialen Wissen ausgestattet, war er unermüdlicher und unerschrockener Mitarbeiter an der Hebung des Arbeiterstandes, des Bauern- und gewerblichen Mittelstandes. Von Berufswegen Advokat, galt er als einer der allerersten und gesuchtesten seines Standes im Schweizerlande. Wo es unterdrücktes Recht zu schützen galt, war Feigenwinter immer und von jedermann zu haben, nie aber in einer dubiosen und unreinlichen Sache, wenn auch ein noch so glänzendes Honorar dabei winkte. — Regierungs- und Ständerat Düring, der Sohn eines alten stadtluzernischen Geschlechtes, war Typ und Vorbild eines innerschweizerischen Magistraten luzernischen Gepräges. Als Mitglied des Regierungsrates hat er sich als vieljähriger Chef des kantonalen Erziehungsdepartements besondere Verdienste um die Hebung und Entwicklung des Volks- und Mittelschulwesens erworben, im Hochschulwesen als Mitglied des eidgenössischen Schulrates. Im schweizerischen Ständerat verschaffte er sich vermöge seiner soliden, verständigen und maßvollen Beurteilung der Dinge eine gewichtige Stellung, vor allem auf dem Gebiete des eidgenössischen Finanzwesens. Mutig legte er da den Finger auf wunde Punkte, wo solche sich zeigten, und ohne ein Knauser zu sein, reklamierte er Sparsamkeit und Einsparungen, wo solche zu er-

zielen waren. — Alexander Seiler, der Chef der Seiler-Hotels im weltberühmten Zermatt am Fuße des Matterhorns und der Monte Rosa, war eine der ragendsten Gestalten der schweizerischen Fremdenindustrie, der Initiant für die Schaffung des eidgenössischen Verkehrsamtes, unermüdlich und großzügig tätig für die Hebung jener Industrie. Dabei war er ein Volksmann edelster Sorte, der Volksmann und Volksführer der Deutschwalliser. Die Deutschwalliser nennen den Walliser Großratspräsidenten von altersher „Landeshauptmann". Wie ein mächtiger Landeshauptmann ragte auch die Hünengestalt Seilers aus seinen Oberwallisern heraus, an denen er mit jeder Faser seines edlen Herzens hing. Im Nationalrate nahm er vermöge seiner liebenswürdigen Umgangsformen, seines ritterlichen Wesens, vor allem aber auch wegen seines gerechten Urteils und verständnisvollen Empfindens für echten Fortschritt eine angesehene Stellung bei allen Parteigruppen ein. Sein plötzlicher Hinschied — er starb in der Nacht des Tages, an welchem er für die schweizerischen Gebirgsbewohner einen schönen Erfolg im Rate errungen hatte, im „Hotel" an einem Schlaganfall — gestaltete sich zu einer eigentlichen Volkstrauer im gesamten Oberwallis. — Mit Prof. Dr. Adolf Frey in Zürich und Prof. Dr. Dierauer in St. Gallen hat die schweizerische Wissenschaft zwei gefeierte Träger verloren. Adolf Frey, der Sohn des aargauischen Dichters gleichen Namens, dessen Novellen und Erzählungen die Freude unserer Eltern und Großeltern waren, war als Lehrer eine Zierde der zürcherischen Hochschule, an der er Tausende in die Schätze deutscher Literatur und Dichtkunst einführte, speziell auch in unsere großen Schweizer Dichter; daneben war er selber hervorragender Dichter und Schriftsteller mit bestem Schweizerklange und von edelstem Schweizergehalte. — Dierauer, der Sproß einer angesehenen Rheintalerfamilie, war das Ideal eines Geschichtslehrers der Mittelschule. Wenn es je einem Lehrer gelang, die Schüler für den Stoff zu begeistern, den er vortrug, so war dies Dierauer, und wenn je der Unterricht eines Lehrers für die Schüler zeitlebens unvergeßlich blieb, so war es wiederum derjenige Dierauers. Dieser Ruhm wird zwar vergehen, nicht vergehen aber, was Dierauer als schweizerischer Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber leistete. In diesen, seinen Arbeiten hat er dem Schweizervolke einen Schatz für alle Zeiten hinterlassen. — Die Namen Adolf Saurer und Emil Zollikofer-Wirth führen zu den Gebieten der Industrie und des Kunstgewerbes. Adolf Saurer war es vorbehalten, sein Geschäft auf die Höhe einer der ersten Weltfirmen unseres Landes emporzuringen und damit zum Brotgeber von ungezählten Tausenden im Laufe der Jahre zu werden — ein Arbeitgeber notabene mit einer gütigen Hand und einem warmen sozialen Empfinden für seine Untergebenen. Viel hat ihm auch die Fortentwicklung der Stickmaschine und damit die Stickerei selber zu danken. Das alles machte den „Herrn Saurer" zu einer populärsten Gestalt in der ganzen Ostschweiz. — Zollikofer-Wirth hat sich einen Namen als Verleger des St. Galler Tagblatt und dann besonders als Chef der Buchdruckereifirma gleichen Namens gemacht. Er liebte seinen Beruf und war stolz auf ihn, und wenn sich das deutschschweizerische Buchdruckergewerbe in den letzten Jahrzehnten zur vollen kunstgewerblichen Höhe mit vorbildlichen Leistungen für das ganze deutsche Sprachgebiet emporschwang, so hat Zollikofer-Wirth nicht das kleinste Verdienst daran. Auch als vieljähriger Präsident des stadt-st. gallischen Schulwesens und als beliebter Offizier hat er sich redlich verdient gemacht. — Am Grabe von Dr. Imhof-Sulzer trauert vor allem seine Vaterstadt Winterthur und dann die ganze schweizerische Künstlerschaft. Beide haben in ihm einen Schützer und Förderer von fast fürstlicher Freigebigkeit verloren, einen Gönner mit einer selten großen und edlen Seele. Weilen wir noch einen Augenblick bei diesen Männern — es sind ja nur ganz wenige. Wenn man aber alles überschaut, was sie für ihr Land und Volk, für ihre engere und weitere Heimat geleistet haben, so ist es als blicke man in eine unvergleichlich schöne Landschaft voll herrlicher Blüten, voll Reichtum und voll Segen. Und die Gräber werden uns doppelt lieb und teuer. — — —.



Säntiswart J. Bommer und Frau, die nach 30jähriger pflichttreuer Tätigkeit als Meteorologen auf der Säntisspitze in den wohlverdienten Ruhestand getreten sind.